

„Leben Sie doch einfach mit uns“

Jürgen Weiler

Vor einigen Jahren besuchte ich mit einer Gruppe von Religionslehrer/innen an Berufsbildenden Schulen ein katholisches Mädchenheim. Im Rahmen einer Fortbildungstagung zum Thema „Verantwortung“ hatten wir die Gelegenheit mit Leitern, Erzieherinnen und Jugendlichen (15 bis 18 Jahre) ins Gespräch zu kommen. Wir wollten uns über die Möglichkeiten und Ansätze einer Werteerziehung bei – wie man landläufig sagt – „schwererziehbaren“ Mädchen informieren, da wir selbst in der Berufsbildenden Schule vermehrt mit schwierigen Jugendlichen im Berufsvorbereitungs- und Berufsgrundschuljahr zu tun bekamen und immer wieder unsere Grenzen spürten.

Nachdem wir geschichtliche, organisatorische, rechtliche und gesellschaftspolitische Fragen zur Heimerziehung gestreift hatten, kamen wir sehr schnell zu Fragen der Alltagsgestaltung und des Zusammenlebens wie Tagesablauf, Schulbesuch, gemeinsame Aktivitäten, Gruppenklima usw. Besondere Brisanz bekam das Gespräch, als wir fragten, worin denn das „katholische“ des Heimes liege. Eine Ordensschwester, die in einer Gruppe Leiterin war, sagte plötzlich: „Wissen Sie, hier sprechen Sie einen wunden Punkt bei mir an. Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, weil es mir nicht genug gelingt, den Mädchen meinen Glauben an Jesus Christus zu vermitteln. Wir beten zwar beim Essen und manchmal gehen sie mit mir zur Messe, aber ich glaube, dass sie das mehr mir zuliebe machen und nicht wirklich betroffen sind.“ Es war zu spüren, dass sie unter diesem „Versagen“ sehr litt. Die anwesenden Mädchen hatten gebannt zugehört, standen jetzt auf, nahmen die Schwester in ihre Mitte, und ein Mädchen sprach aus, was wohl alle dachten: „Aber Schwester E., leben Sie doch einfach mit uns wie bisher, das ist doch auch schon sehr viel.“

Szenenwechsel: Religionsunterricht in einer Mädchenklasse, Berufsbildende Schule, mit gewerblicher, hauswirtschaftlicher und sozialpflegerischer Ausrichtung. Die Klasse heißt in der Fachsprache Obhs kurz: „ohne Beruf, Hauswirtschaft.“ Die Mädchen haben alle einen schwachen Hauptschulabschluss, keine Lehrstelle und sind noch schulpflichtig, das heißt, sie müssen an einem Tag pro Woche zur Schule. Offiziell sind es über 30 Schülerinnen vieler verschiedener Nationalitäten. Meist ist ein Kern

von fünf Schülerinnen anwesend, dazu kommen immer wieder Mädchen, die ihre Lehre abgebrochen haben. Der familiäre Hintergrund ist durchgehend schwierig, selten sind die Eltern noch zusammen, selten gibt es ansprechenden Wohnraum, meist ein verwahrlostes Umfeld. Die Mädchen sind auf sich allein gestellt.

Ich unterrichte Religion und Sport. Letzteres besteht meist aus dem persönlichen Sporttreiben des Lehrers unter Aufsicht der verbliebenen Schülerinnen, die aus fraulichen oder überfraulichen Gründen nicht am Sportunterricht teilnehmen können, und vielen „Zwischendurchgesprächen“. Dieses Jahr bin ich sogar Klassenleiter.

Auf eine Stunde Unterricht kommen zwei Stunden Verwaltung. Mahnungen müssen geschrieben, Bußgeldanträge gestellt, Klassenlisten verändert und Telefonate geführt werden. Die Stimmung unter den Kollegen/innen, die in dieser Klasse unterrichten, ist geteilt. Manche beklagen den hohen Aufwand für Schüler/innen, die zur Schule gezwungen werden und eh keine Lust haben. Andere nehmen die Situation so wie sie ist und versuchen, das Beste daraus zu machen.

Der Religionsunterricht (5. und 6. Stunde) beginnt oft mit zähen, formalen Klassengeschäften (Wer war wann nicht da und warum? Wer muss früher gehen, weil ... ?), bis wir uns, da wieder unbekannte Gesichter unter uns, einander vorstellen, über die vergeblichen Bewerbungsversuche reden und den Frust des Schulbesuchs aufgreifen.

Heute habe ich zum Thema: Liebe / Freundschaft / Partnerschaft ein Fragespiel mitgebracht. Wir sitzen im Kreis, ziehen Karten und beantworten zum Teil gelangweilt Fragen. Ich persönlich hoffe, keine der verfänglichen Fragen zur Sexualität zu ziehen.

Wir kommen nicht weit. Ein Mädchen (16 Jahre) kann nicht mehr. Sie muss jetzt mal was sagen. Ob wir nicht mit diesem blöden Spiel aufhören könnten. Sie sei von zu Hause ausgezogen, lebe in einer sozialen Einrichtung und sei wahrscheinlich schwanger. Ihr Freund sei bei der Bundeswehr.

Wie so oft, weiß ich zunächst nicht, was ich sagen soll. Gott sei Dank springen die anderen Mädchen ein. Sie erfragen Details, äußern Verständnis für den Auszug von zu Hause und überlegen, wie es weitergehen könnte. Eine Stunde vergeht wie im Fluge. Ich bin Moderator und Gesprächsteilnehmer.



Plötzlich sind wir bei der Frage nach Abtreibung gelandet. Es klingelt. Die betroffene Schülerin hält eine Abtreibung für eine unmögliche Entscheidung. Es sei ein Lebewesen, das man nicht einfach töten könne. Sie werde es schon packen, zumal ihr Freund zu ihr stehe. Ein Kollege, der mich mit zum Bahnhof nehmen will, öffnet die Tür: „Gibt's denn so etwas. Freiwillig länger Religionsunterricht!“ „Nein“, erwidert eine Schülerin der Stammgruppe, „Reli ist blöd, aber hier kann man sich mal unterhalten und es hört einer zu.“

Die Mädchen gehen, ich packe zusammen und überlege, was dieser letzte Satz bei mir ausgelöst hat. Vernichtendes Urteil über die „bildende Kraft meines Religionsunterrichtes“ oder Kompliment für die Atmosphäre. Ob-

wohl ich natürlich gerne für beides gelobt worden wäre, entscheide ich mich dafür, dass es mir, so wie es gesagt wurde, doch gut tat und mir fällt wieder der Satz aus dem Mädchenheim ein. „Leben Sie doch einfach mit uns, das ist doch auch schon sehr viel.“

Jürgen Weiler arbeitet seit 1997 als Referent für katholischen Religionsunterricht an Berufsbildenden Schulen im Bischöflichen Ordinariat des Bistums Mainz. Sein Beitrag erschien auch im „Religionsunterricht heute“ vom Bistum Mainz.

Religionsunterricht als Begleitung in erschwerten Lebenslagen

– Votum zum „Religionsunterricht im Berufsvorbereitungsjahr“ –

Anita Müller-Friese

Schüler/Innen, die am Berufsvorbereitungsjahr teilnehmen, haben in der Regel eine negative Schulkarriere hinter sich. Ein Teil war in Schulen für Lernhilfe – gelten dementsprechend als „lernbehindert“, andere haben keinen oder einen schlechten Hauptschulabschluss. Wie sich diese „Biografien“ des Scheiterns und der Versagenserfahrungen auf das Selbstbild der betroffenen Schüler/Innen auswirkt und wie sich das Zutrauen zu den eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten immer mehr reduziert, das lässt sich unschwer erahnen.

Welche Aufgabe hat in diesem Zusammenhang der Religionsunterricht, wie können Religionslehrer/innen auf die Lebenssituation ihrer Schüler/innen eingehen? Ich möchte im folgenden über einige Ansatzpunkte und Möglichkeiten eines Religionsunterrichts nachdenken, den ich als „Begleitung in erschwerten Lebenslagen“ beschreiben will.

Ich beziehe mich dabei vor allem auf einen Bericht einer Religionslehrerin über ihren Unterricht an einer Schule für Lernbehinderte, die mit eindrucksvollen Worten den Alltag der Schülerinnen und Schüler beschreibt, deren existentielle Betroffenheiten nennt und erzählt, wie sie als Religionslehrerin versucht, ihren Schülerinnen und Schülern ein Stück Lebensbegleitung anzubieten. Der Bericht ist dem Buch von Inger Hermann: „**Halt's Maul, jetzt kommt der Segen**“ entnommen. (Siehe Literatur)

Die Schüler/Innen, die am Religionsunterricht des BVJ zu tun haben, haben in ihrem bisherigen Leben eine Sache gründlich „gelernt“: ich taue nichts.

Zwischen bestimmten Erscheinungs- und Verhaltensweisen eines Menschen, die gesellschaftlich als abweichend definiert werden, und sozialen Kontrollmechanismen gegenüber diesen Abweichungen besteht ein unlösbarer Zusammenhang. „Ein Individuum, das leicht in gewöhnlichen sozialen Verkehr hätte aufgenommen werden können, besitzt ein Merkmal, das sich der Aufmerksamkeit aufdrängen und bewirken kann, dass wir uns bei der Begegnung mit diesem Individuum von ihm abwenden, wodurch der Anspruch, den seine anderen Eigenschaften an uns stellen, gebrochen wird. Es hat ein Stigma, das heißt, es ist in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten“ (Goffmann, S.13). Die erfahrene Ablehnung wirkt sich auf die Ausbildung des Selbstbewusstseins des betroffenen Menschen aus. Über kurz oder lang übernimmt er oder sie das Etikett und die damit verbundene negative Bewertung in sein Selbstbild. Der Kreislauf beginnt: die primären Zuschreibungsprozesse der Gesellschaft bewirken bei den Betroffenen sekundäre Abweichungen im Verhalten, was wiederum